

Neue Sachbücher

Diplomatie statt Systemtheorie

Bruno Latour hat ein weiteres Hauptwerk geschrieben. Das ist nichts Ungewöhnliches. Wer sogar in kleineren Schriften reihenweise Alltagsweisheiten auf den Kopf stellt – wir sind nie modern gewesen, Objekte können handeln –, der wird in seinen größeren Arbeiten kaum bescheidener vorgehen. Kritik der Moderne, globale Verfassung: Darunter geht es bei Latour nicht, auch nicht in der vor kurzem erschienenen „Enquête sur les modes d'existence“, die den Untertitel „Eine Anthropologie der Modernen“ trägt. Wie Latours frühere Schriften zeichnet dieser Band ganz nebenbei ein Porträt des Autors als charismatischer Philosoph. Insofern solche Rolle in den Wissenschaften noch Prestige besitzt, darf sie mit einem deutungsreudigen Publikum rechnen.

Doch das könnte ein Missverständnis sein. Denn Latour empfindet eine Form des Arbeitens, die den gelehrten Wettkampf um die neuste „Theorie“ gerade hinter sich lässt. Bisweilen betrifft das sogar den eigenen Beitrag: Unvergessen ist Latours Widerruf seiner Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) – alle drei Begriffe und sogar die Bindestriche seien falsch! Tatsächlich definiert sich ANT bei Latour von Publikation zu Publikation neu, um dann zu behaupten, sie sei schon immer so gemeint gewesen.

In ihrer letzten, rehabilitierten Fassung – hilfreich zusammengefasst in „Reassembling the Social“ (2005) – trat die Akteur-Netzwerk-Theorie als ein grundlegend ethnographisches Unternehmen auf: Wolle man verstehen, wie Gesellschaft funktioniert, helfe keine abstrakte Begriffsbestimmung, sondern einzig die Beobachtung und Befragung der Handelnden selbst, denn Gesellschaft sei eben keine Sache, sondern ständige Aktion. Aus den Science Studies blieb allerdings der merkwürdige Gedanke erhalten, dass zu den aussagekräftigen Akteuren des sozialen Lebens auch „Dinge“ – Gegenstände, Technologien, Medien mit eigener Handlungskraft – gehören.

Wo Menschen handeln, so Latour, da handeln ihre Instrumente mit, und das keineswegs nur instrumentell, sondern immer auch ihrer eigenen Logik folgend. Der Prozess technologischer Modernisierung zeigt sich aus solcher Perspektive nicht als Ausweitung menschlicher Herrschaft über eine äußere Objektwelt, sondern als zunehmende Verflechtung, ja irreversible Abhängigkeit menschlicher und nichtmenschlicher Handlungsträger. Wer's nicht glaubt, der stelle sich vor, was eintreten würde, wenn morgen alle Computer den Geist aufgaben.

Der Schritt hin zu einer ökologischen Würdigung allumfassender Interdependenz lag für diesen Theoretiker der Praxis somit immer schon nahe. Tatsächlich gibt Latours neues Buch an, von der Faktizität des globalen Klimawandels motiviert zu sein, der hier als Hintergrundkatastrophe für alle angestellten Untersuchungen dient. Latour nimmt den drohenden ökologischen Kollaps zum Anlass, einige Grundannahmen der Science Studies und der Akteur-Netzwerk-Theorie zu überdenken. Besonders unbehaglich ist es ihm, dass das Misstrauen gegenüber wissenschaftlichen Fakten, von ANT fleißig mitbefördert, mittlerweile zur Grundausstattung reaktionärer Bewegungen gehört. Wenn Kreationisten die Klimaforschung oder die Evolutionstheorie als Glaubenssysteme unter anderen darstellen, wird es dem ehemaligen Kritiker naturwissenschaftlicher Objektivität mit gutem Grund mulmig.

Unterschiedenes ist gut: Bruno Latour schreibt seine Netzwerk-Theorie weiter und wahrt die Chance, der Philosophie zu entkommen.

nichts anders als Wissenschaft zu betreiben.

Neben den offenen Akteur-Netzwerken rückt somit eine Vielzahl geschlossener Lebenswelten oder „Seinsweisen“ in den Blick, die sich alle um sich selbst und die eigenen Wahrheiten drehen. Auf dem Arbeitsgebiet der Wissenschaft, schreibt Latour, wird eben Wissenschaftlichkeit produziert, auf dem Arbeitsgebiet der Wirtschaft Wirtschaftlichkeit, auf dem Arbeitsgebiet des Gesetzes Gesetzmäßigkeit, auch wenn die beteiligten Aktionen

weiliges Selbstverständnis aufgeben zu müssen. Diplomatie heißt, notiert Latour, „mit jemandem angemessen über Dinge zu sprechen, die dieser Person wirklich wichtig sind“.

Eine fraglos noble Aufgabe. Doch Latour scheitert an ihr, mehrfach. Zum einen lädt die analytische Figur des Netzwerks zu einem Pathos des Planetarischen ein, dem Latour mit wiederholten Anrufungen Gaias (also der Erde als selbstregulativem Organismus) freimütig nachgibt. Wie mancher Kinofilm un-



„Laboratory Action“ hieß eine frühe Studie von Bruno Latour, und auf unserem Bild sieht man, wie die Dinge in Maschinengestalt in zwischen an der biologischen Entwicklungsfrost zugelegt haben: automatische DNA-Sequenzierer in Cambridge. Foto Agentur Focus

So plädiert Latour zu Beginn seines neuen Buches für pragmatisches Vertrauen in die „Institution“ der Wissenschaft. Damit untertreibt er aber erneut, dass Wissenschaft als soziale Institution existiert, nicht als direktes Medium objektiver Tatsachen. Es bleibt ein schräges, da strategisch konstruiertes Argument, dem es auch darum geht, eine zeitgemäße politische Position mit der bisherigen Metaphysik des Autors in Übereinstimmung zu bringen. Der Ertrag für das laufende Projekt einer Theorie der Praxis aber ist beachtlich. Mit dem Buch gelangt es



Bruno Latour: „Enquête sur les modes d'existence“. Eine Anthropologie der Modernen.

Éditions La Découverte, Paris 2012. 504 S., geb., 26,- €.

spannungsreiche neue Episode der ANT-Fortsetzungsgeschichte.

Bestimmend ist die Einsicht, dass sich die soziale Welt trotz unfänglicher Verflechtung aller Akteure sehr wohl in getrennte Handlungssphären untergliedert, weshalb Politiker auf einem Klimagipfel eben Politik betreiben und nicht angewandte Klimaforschung. Umgekehrt kann ANT noch so überzeugend nachweisen, dass in naturwissenschaftlichen Laboren keineswegs nur Forschung stattfindet, weil ökonomische oder juristische Handlungen in jeden Erkenntnisakt eingewoben sind – die beteiligten Forscher werden dennoch darauf bestehen,

jeweils weit in andere idealisierte Handlungsfelder hineinreichend. Diese differenzierten Zuständigkeitsbereiche kommen natürlich dem nahe, was Niklas Luhmann als soziale Systeme beschreibt. Ähnlich wie Luhmann betont Latour, dass der Erhalt solcher Systeme arbeitsaufwendig ist: Gesellschaftliche Zusammenschlüsse sind nicht prinzipiell gegeben, sondern müssen sich fortwährend selbst erschaffen. Ohne konstantes Agieren können sie nicht bestehen – ein Gedanke, der in der Systemtheorie den schönen Namen Unwahrscheinlichkeit trägt.

Wo aber soziale Unwahrscheinlichkeit auf die Wahrscheinlichkeit einer globalen Klimakatastrophe trifft, da wird die Frage dringlich, wie konkurrierende Weltwahrnehmungen eigentlich auf ihre fatale Verbundenheit hingewiesen werden können. Verantwortung für die Erderwärmung liegt ja nicht bei einem einzelnen Verursacher wie „der Wirtschaft“ oder „der Politik“, sondern erstreckt sich über alle vernetzten Zuständigkeiten hinaus. Das ambitionierte Projekt des jüngsten Buchs besteht in dieser Situation darin, die Wahrheitsbedingungen unterschiedlicher sozialer Wertsphären in einer Sprache zu rekonstruieren, die zwischen Politik und Wissenschaft, zwischen Religion und Wirtschaft (und so weiter) einen Dialog über ökologische Handlungsoptionen ermöglichen würde, also: über Fragen, die buchstäblich das Ganze betreffen. Statt dabei auf eine übergreifende System-„Theorie“ oder eine externe Beobachterposition zu setzen, die zur Kritik befähigt wäre, betont Latour die Notwendigkeit einer „diplomatischen“ Mittlerposition. Soziale Wissensfelder sollen einander verständlich gemacht werden, ohne ihr je-

serer Tage zieht diese „Anthropologie der Modernen“ aus der weiten Einsicht, dass alles irgendwie miteinander verbunden ist, den kurzen Schluss, dass alles Verbinden damit irgendwie sinnvoll sei. Zum anderen bemüht Latour eine Sprache von Sein und Existenz, die sich für die vermittelnde „Neubeschreibung“ konkurrierender Wertsphären als denkbar ungeeignet erweist. Dass Ontologie Wahrheitsansprüche eher anfeuert denn beschreibt hilft, ist historisch gut belegt. Daran ändert auch Latours Beharren nichts, sein Buch liefert ja nur die Grundlage für ein digitales Kollektivprojekt systematischer Erfassung, bei dem die Leser auf einer parallel mitlaufenden Website eingeladen werden „mitzuführen“. Derartige Hinweise auf eine neue technologische Schwarmintelligenz bleiben vor allem eines: Geste.

Und doch liegt im Scheitern dieses eigenartigen Buches ein beachtliches Versprechen. Schon mehrfach hat sich Latour auf der Suche nach einer Empirie ohne Empirismus ins Esoterische veranlagt, um sich dann eines Besseren auf den Weg zu bringen. Auch diesmal darf man gespannt sein, was sichtbar wird, wenn sich der ontologische Nebel gelichtet hat. Zuvor können kluge Köpfe auf Tagungen und in Sammelbänden darüber debattieren, wie sich „Latour“ zu „Luhmann“ oder „Deleuze“ oder „Ryle“ verhält. Vielleicht werden solche Fragen aber ihren Reiz verlieren, wenn die empirisch-diplomatische Aufgabe, die das neue Buch den Geisteswissenschaften stellt, echte Forschungsarbeiten in Archiven und sozialen Feldern anstößt. Das könnte eine Philosophie sein, die aus der Philosophie hinausführt. FRANK KELLETER

Briefe an die Herausgeber

Diener der ganzen Nation

Zum Leitartikel von Matthias Rüb „Obama zweite Chance“ (F.A.Z. vom 21. Januar): Der amerikanische Präsident Obama hat ein Problem. Das ist nicht die Mehrheit der republikanischen Abgeordneten im Kongress, sondern das ist seine mangelnde Fähigkeit, Kompromisse auszuloten und zu realisieren. Seine fast oberlehrerhafte politische Starrsinnigkeit, die oft mit der Brechstange versucht, einen Wechsel (change) in seinem Sinne herbeizuführen, steht ihm regelmäßig im Wege. Da hilft auch kein verhandlungsbereiter Vizepräsident Biden, und sein Beraterstab scheint auch nicht sehr hilfreich zu sein. Gut führen heißt doch nicht immer „recht zu haben“, um jeden Preis, sondern andere von politischen Zielen und Maßnahmen durch Argumente zu überzeugen – kurz, Ideen auf realistischer Basis zu verwirklichen. Wenn man den politischen Gegenüber be-

schimpft und herabwürdigt und ihn so gründlich verärgert, erreicht man gar nichts. Die Abgeordneten der Demokratischen wie auch der Republikanischen Partei wurden von Bürgern der Vereinigten Staaten gewählt und verdienen daher den Respekt, den ihnen diese Bürger durch die Entsendung ins Parlament verliehen haben. Eine gute, demokratisch legitimierte Politik geht also nicht mit dem Kopf durch die Wand und braucht keine Dekrete, um etwas durchzusetzen. Arroganz und Überschätzung der eigenen Macht haben schon viele Politiker zu Fall gebracht. Wenn der alte/neue Präsident nun seine Amtseinführung feiert, sollte er nicht vergessen, dass er versprochen hat, der gesamten Nation zu dienen und ein echtes „Nation Building“ zu betreiben.

PETER KRUSCHKE, BAD KROZINGEN

Popieluszko

Vielen Dank für den Bericht über Kardinal Glomp, „Polnischer Vermittler“ (F.A.Z. vom 25. Januar). Im letzten Absatz dieses Berichts wird die Teilnahme des Verstorbenen an dem Film über den von Kommunisten bestialisch ermordeten Pfarrer Popieluszko erwähnt. Leider schreiben Sie nicht den Namen des Schöpfers und Regisseurs dieses Films, Rafal Wiczynski. Dieser junge Regisseur hat mit seiner Einfühlungsgabe und jahrelanger Recherche großen Anteil daran, dass Kardinal Glomp sich in eigener Person selbst spielt. Dadurch wird dieses für das Leben von Pfarrer Popieluszko mitschneidende Gespräch im 2009 erschienenen Film an zentraler Stelle in voller Wahrheit und Dramatik dargestellt.

In der Zeit vom 4. Oktober bis zum 29. November 1992 war der Regisseur Stenpidat im Künstlerhaus Hooksiel/Friesland. Er hatte gerade die Filmhochschule in Lodz erfolgreich beendet. Es ist bedauerlich, dass dieser hervorragende, höchst spannende Spielfilm bis heute in Deutschland unbekannt geblieben ist.

GEORG VON CHMARA, WANGERLAND

Mühsames Aufarbeiten in der Kirche

Es ist beachtlich: Der emeritierte Dompfropst des Erzbistums Hamburg ruft die Gemeindeglieder einer konkreten Filialkirche, die von der Profanierung bedroht ist, in seinem Leserbrief zu einem „basiskirchlichen“ Gebetsboykott auf, um das Unabwendbare abzuwenden (F.A.Z. vom 22. Januar). Ich bin Pfarrer in Ratzeburg und Mölln, also derzeit ein „nur“ zwei Kirchen, einer Haupt- und einer Filialkirche. Unser Erzbischof steht vor gravierenden Veränderungen: Bis spätestens zum Jahr 2020 werden insgesamt noch um die 30 Pfarreien als „Pastorale Räume“ von Haupt- und Ehrenamtlichen zu leiten sein – Reaktion auf Glaubens- und Kirchenkrise, Priestermangel und Finanznot. Ich weiß also in meinem Alter von 42 Lebensjahren, was auf mich zukommt.

Zahlreiche Mitbrüder, die Rentner sind oder „noch rechtzeitig“ pensioniert werden, verkünden uns Jüngeren, dass sie „Gott sei Dank“ dieses veränderte Kirchenschiff nicht mehr durch die Meere der Zeit lenken müssen – oder haben

Verkehrssprache

Im Beitrag „Wir waren Papst“ missfällt Frank Lübberding (F.A.Z.-Feuilleton vom 12. Februar) die Rücktrittsbekanntgabe des Papstes Benedikt XVI. vor dem Kardinalskonsistorium in lateinischer Sprache. Ganz augenscheinlich vermutet der Autor, die Kardinäle seien des Lateins nicht mächtig, da es sich um keine „Verkehrssprache“ handelt. Hätte der polylotie Papst vielleicht das Italienische wählen sollen, das auch keine Verkehrssprache ist, da es allenfalls in Italien gängig ist, was eine Übersetzung ins Deutsche unabdingbar gemacht hätte? Dann wäre es wohl gescheiter gewesen, als Deutscher sich des Deutschen zu befleißigen, wobei wir keine Sprachschwierigkeiten hätten.

Zu schätzen wäre jedoch ein Vorschlag seitens des Autors gewesen, was der Papst letztendlich zur Verlaubarung hätte nutzen sollen, vielleicht das in unserem Lande aus Internationale anklengende Denglisch? Der Papst hat recht getan, indem er die Sprache der Gelehrten wählte.

EBERHARD STAUDE, SCHLANGENBAD

Abstand zwischen Unterhaltung und Ernst schwindet

Zum Artikel „Taliban machen sich lustig über Prinz Harry“ (F.A.Z., „Deutschland und die Welt“ vom 24. Januar): Neue Medien werden durchaus zu Kriegszwecken eingesetzt. Auch Gamification, die Anwendung von Spieldesignprinzipien auf spielfremde Prozesse, hat beim Militär Einzug gehalten. Sie nutzt die Neigung von Menschen aus, sich an Spielen zu beteiligen und auf diese Weise Tätigkeiten mit Freude zu verrichten, die normalerweise als wenig attraktiv betrachtet werden. In den Vereinigten Staaten arbeitet die Unterhaltungsindustrie schon seit längerem mit dem Militär zusammen. Serious Games – Computerspiele, die nicht in erster Linie der Unterhaltung dienen sondern Lernspiele darstellen – werden zu Trainingszwecken angewandt. Militärische Spiele versuchen die Kriegsführung möglichst realistisch darzustellen, um den Anwendern Gefahren und Strategien näherzubringen. So kann es vielleicht sogar Spaß machen, wenn im son-

nigen Kalifornien mehrere Soldaten als virtuelle Panzerbesatzung sich an Laptops durch eine afghanische Wüstenlandschaft vorankämpfen und Sprengsätze und Aufständische aufspüren und vernichten.

Bei dem britischen Prinzen – nach eigenem Eingeständnis ein leidenschaftlicher Videospiele – scheint genau diese Methode auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Spielerisch konnte er sich auf den Kampf mit den Taliban vorbereiten, bevor er sich als Bordschütze eines Kampfjets in die afghanische Provinz begab. Ein Nebenprodukt dieser Methode mag es sein, dass der Krieg bei den Soldaten nebenbei und fast unbeabsichtigt einen Teil seines Schreckens einbüßt.

Der Abstand zwischen Unterhaltung und blutigem Ernst schwindet. Die Äußerungen des Prinzen sollten uns daher zum Nachdenken anregen.

EDITH NELSKAMP, WEITERSTADT

Steinbrücks Programm

Zum Artikel „Steinbrück fordert Deckel für Dispositionen“ (F.A.Z.-Wirtschaftsteil vom 18. Januar): Wie kommt Peer Steinbrück eigentlich dazu, sich in die Kalkulation der Banken einzumischen? Regelt die SPD demnächst auch den Brotpreis? Konsequenz wäre es ja, denn wer sich anschiekt die Löhne statlich zu administrieren, Stichwort Mindestlohn, kommt gar nicht umhin, auch die Preise gesetzlich zu fixieren. Die DDR lässt grüßen.

Im Übrigen, hörte man nicht von steigenden Zahlen bei Privatinsolvenzen? In dieser Hinsicht erweist sich die Steinbrück-Initiative geradezu als Wachstumsprogramm, indem sie es den SPD-Anhängern noch leichter macht, sich ruinos zu verschulden.

DR. PETER-RENÉ KOCH, WANNWEL

Ungeeignete Bewerber

Zum Beitrag „Muss ich mich im Bewerbungsverfahren ambidern?“ (F.A.Z. „Bildungswelten“ vom 18. Januar): Lilli-ane Ungerer spricht mir aus dem Herzen: In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich an der Einstellungsroute, von Laptops und I-Geräten einmal abgesehen, offenbar wenig geändert. Bewertung und Auswahl erfolgt aufgrund von Formalien, die mit den spezifischen Anforderungen der zu besetzenden Stelle nichts zu tun haben.

Im Ergebnis scheinen kaum geeignete Kandidaten vorhanden, trotz einer Vielzahl von Bewerbern, und wenn solche dennoch ausgemacht werden, ist ihre Verweildauer im Unternehmen kurz. So kann Fachkräftemangel auch entstehen.

DR.-ING. RICHARD SCHUMACHER, LÖRRACH

Popper, Punks und Heavies: Ein Bildband über Jugendkulturen



Nicht ohne den Typus des Dandy: Jarvis Cocker 1994 in „The Face“ Abb. a. d. bespr. Band

Ach, wie stolz und verletzlich schauen sie aus, all die jungen Heldinnen und Helden: das blasse Wesen im präntös versiffen Motorradleder, die katzenäugige Schöne, deren Unterlippe ein Silberstäbchen durchbohrt, der Jüngling, dessen flammend rote Haarpracht mit tätowierten Gluten auf seinem nackten Oberkörper ineinanderfließt. Die vielleicht faszinierendste unter den Jugendkulturen aber ist die unauffälligste: Die Popper hatten für die Ausdrucksformen von Punks, Skins, Heavies, Hip-Hoppers und anderen modisch devianten Pubertierenden nur ein höhnisches Zurückwerfen ihrer aufreizend wohlgefonten Ponyfrisuren übrig. Statt stilistisch gegen die Erwachsenenwelt zu revoltieren, kleideten sie sich, „als ob man schon alt genug zum Arbeiten wäre, es aber bereits nicht mehr nötig hat“: mit Kaschmirpulli, College-Loafers, Burberry-Trenchcoat und Papas Aktenköfferchen.

Das heutige Kulturestablishment, das sich eher aus Expunkts als aus Expoppers zu speisen scheint, ist durch diesen „peinlichen jugendkulturellen Störfall“ noch immer irritiert. Wie Christiane Frohmann auf anregende Weise berichtet, verdankt sich die zuvor kaum erforschte Genese des Popperturns am Ende der siebziger Jahre einem intermedialen Missverständnis: Zwei Hamburger hatten das Gebaren einiger schönseiger Mitschüler aus reichem Hause in einem „Popper-Knigge“ kariert, der dann von der Jugendpostille „Bravo“ als neues Modediktat in die Welt gesetzt wurde.

Frohmanns Aufsatz ist enthalten in einem mit Hingabe gemachten Bildband („Cool aussehen“: Mode und Jugendkulturen. Hrsg. von Diana Weis. Archiv der Jugendkulturen Verlag, Berlin 2012. 240 S., geb., 36,- €). Darin analysieren Herausgeberin Diana Weis und zwanzig Autoren Jugendkulturen der vergangenen fünf Dekaden. Dank vielfältiger Zugriffe gelingt eine erkenntnisträchtige Durchdringung des unerschöpflichen Themas. Kulturtheoretisch klug unterfütterte Essays und Interviews stehen neben mythisierend-autobiographischen Erinnerungen und eindrucksvollen Archibildern.

Teils werden semantisch komplex aufgeladene Einzelkleidungsstücke wie das Palästinensertuch, das Fred-Perry-Polo-shirt oder die Skinny Jeans behandelt. Teils geht es um bestimmte Stile oder Gruppierungen, darunter auch neuere Phänomene wie der straßenkämpferhafte „Picardi-Style“, der in Berliner Problemkiesen beliebt ist, oder die aus Japan stammende Frauenmode, die wie eine viktorianisch anmutende Puppe zu kleiden. Ins Zentrum der Überlegungen geraten immer wieder die Ambivalenz von Individualität und Uniformität, Abgrenzung und Eingliederung, sowie die Kommerzialisierung von Jugendkulturen durch Modeindustrie und Massenmedien.

Wer glaubt, die Freuden und Leiden pubertärer Identitätsfindung gingen ihm als Erwachsenen längst nichts mehr an, lernt durch diese Lektüre übrigens, dass er irrt: „Der ewig Halbstarke ist ein beharrliches Ideal der globalisierten Konsumkultur.“ (fxx)